

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

283 (5.12.1932) Unterhaltung und Wissen

# Winterkälte, Hunger und Wille

## Traum vom Trommelfeuer

Der stille Buchhalter eines Handelshauses, Karl Beud, der vier Jahre lang im vordersten Graben gelegen hat und nie von seinen Kriegsabenteuern erzählt, hat eine Tagebuchseite hergelüftet und mir gegeben. Hier ist ihr Inhalt:

Der Vormarsch durch die Argonnen war geblüht. Wir hatten uns in den französischen Stellungen festgesetzt. Die Linien blieben verzerrt und unübersichtlich, weil die Gräben oft auf Kilometerlänge völlig zerstört waren und die Mannschaften von Granatrichtern zu Granatrichtern Notgräben buddelten. Unser Kommando bezog einen Gefechtsunterstand. Das Haus darüber bestand nur noch aus Andeutungen; die Kellerfenster waren zertrümmert, und die Treppe lag halbverschüttet. Am Boden stand lufthoch der Wein, den die abziehenden Franzosen einfach hatten auslaufen lassen. Aber ihre gezimmerten Bretter genügten uns. Halbert, der Berliner Leutnant, der junge Johannsen aus Bremen, Peter aus Hamburg, Hansen aus Holftein und ich, wir hofften, hier etwas Ruhe zu finden. Einer sollte wachen, wenn die andern vier schliefen. Unsere Büchsen mußten draußen in den Gräben hängen. Gelegentlich feuerten die Feldhaubigen der Franzosen, unregelmäßig und nicht sehr erfolgreich.

Johannsen, als Jüngster, hatte die erste Wache. Er war vierzehn Tage draußen, direkt von der Schanze in die Front gerückt, sehr rosig und neigte dazu, bei Gefechtsausbrüchen leicht zu werden. Wird sich gewöhnen, der Junge, dachten wir und hoben ihn als Ersten auf Wache an den Eingang, damit er bald vom Dienst erlöst sein würde. Vier Mann schmarren nach achtundvierzig Stunden Kampf und Marsch. Ich schreie plötzlich auf. Das Getöse ist draußen heftiger geworden, scheint mir. Quasi, die Nacht ist ganz still, habe nur geträumt. Ich stehe auf. Sieht der Bengel nicht mehr auf der verschütteten Treppe — draußen finde ich ihn, wie er die Sterne anstiert und vor sich hinredet: „Nimmst es denn gar kein Ende?“ Ich buffe ihn freudlich auf seinen Posten zurück und will mir den Mantel über die Knie wickeln, da höre ich Schritte auf dem Dach des Unterstandes. Ein paar Eisenrollen. Ich springe auf. Johannsen sitzt, steif vor Schreck, auf der Treppe, und schon fullert vor seine Füße eine feindliche Handgranate.

„Alarm“, schreie ich, „Franzosen!“ Halbert schläft zu fest; den kann ich nicht wecken. Peter und Hansen springen auf und reißen ihre Handgranaten vom Gürtel. Wir andern hatten keine mehr. Wir haben noch Glück diesmal — das Ding, das die uns reingeworfen haben, zündet nicht. Ich hebe es auf, schmeiße es durch die nächste Lücke wieder raus, drückt Johannsen schnell den Revolver in die Hand: „Marsch — stell dich auf die untere Stufe und knalle, sobald du jemand siehst!“

Er gehorcht, müde, zerstreut und traurig, wie er ist. Wir andern drei springen an die Luken, vorsichtig, damit unsere Köpfe nicht zu sehen sind — keine Minute zu früh. Ich bekomme einen Schlag gegen den Kiefer, warte, halte mich fest und feuere nach draußen. Peter holt aus und wirft mit rundem Schwunge seine Handgranate nach oben aufs Dach, zwischen das Geröll — sie trepiert; Füße trappeln und Hansens Granate folgt auf gleiche Art — nur bekommt er selber im gleichen Augenblick einen Kopfschuß. Was mit mir los ist, weiß ich nicht richtig. Ich habe Blut im Munde, zwänge mich aber noch durch die Klappe und feuere ein paar Schüsse ab — die zweite Granate und der Revolver wirken; die Franzosen rennen zurück, lo schnell sie können. Ein Loter und ein Vermundeter

liegen auf dem Unterstand. Johannsen ist vollkommen verknackt — zuviel Aufregungen liegen seit fünfzig Stunden hinter uns! Er raht mit dem Revolver durch den Unterstand und feuert wie ein Wilder gegen die Wände — nur mit Gewalt können wir ihm die Waffe abnehmen. Und dann müssen wir brüllen vor Lachen, außer dem Rame, der tot ist, und dem, der den Verstand verlor — Halbert bricht sich am Boden und legt trocken: „Amalie, Mensch, mach doch nicht so'n Spießfußel mit die Hölle.“ Er ist tatsächlich immer noch nicht richtig wach, träumt, seine Frau räume die Wohnung auf. Erst unser Lachen weckt ihn, und dann krant er Verbandzeug her. Ich habe einen Schuß durch den Kiefer, der hinten am Hals wieder herausgegangen ist, und werde ohnmächtig.

Erst im Bazarret zu Godesberg erwache ich. Wenn meine dreijährige Tochter, die mich kaum kennt, nach ihrem Vater gefragt wird, erzählt sie: Papa ist in Godesberg... Leutnant Beud war vier Jahre draußen. Wenn andere groß von ihren Taten berichten, schweigt er. Nur einmal, als man von den Erinnerungen an die Front sprach, sagte er leise: „Manchmal träumt mir, ich liege im Trommelfeuer und kann nicht raus und sehe ganz genau, wie eine große Granate ranfommt — es gibt nicht Schimmeres als die Angst — die man draußen kaum gefannt hat.“ Im übrigen liest er täglich acht Stunden pflückfrei in einem Büro an der Buchhaltungsmaschine und betont in seiner Hinfüß den Heiden.

So steigen wir mit Krachen und Knallen auf die Höhe des Atlas. Die Sonne ist schon längst hinter einer Bergwand untergegangen und nur die Scheinwerfer beleuchten das weiße Band der Straße, die sich in starken Windungen durch das Gebirge zieht. Am Tal leuchten wie Glühwürmchen im Dunkeln die Feuer der Romaden. Es wird nun empfindlich kühl und die noch vor der glühenden Sonne erhitzten Körper erkalten unter einem Schüttelrost.

## Durch Wüste und Gebirge

Für den frühen Nachmittag hatten wir den Autobus bestellt, der uns von Marratefch nach Uini bringen sollte. Aber erst gegen fünf Uhr kam ein ziemlich ausgepumpter Wagen angestellt, denn mit Pünktlichkeit rechnet niemand in Marokko. Zumal auf dieser Straße, die von der letzten größeren Stadt ins Innere des noch kaum erschlossenen Atlasgebirges führt. Sonst ist ja der Omnibusverkehr auf den Hauptstraßen Marokkos vorzüglich, sowohl die Wagen als auch die Verlässlichkeit, mit der sie verkehren. Aber in diesen verlassenem Zipsel des Landes fahren sonst nur Eingeborene aus ihren Dörfern auf den Markt von Marratefch, und für die spielt Zeit noch keine Rolle. Jedes Belächeln des Chauffeurs ob seiner Unpünktlichkeit gleitet an den ungeschuldeten Wägen in seinem persöhnlichen braunen Gesicht ab. Wir verstaunen über unangenehmes Gepolde, das für eine lange Exkursion mit Posteln ins Innere des Hochaltes bestimmt ist, auf dem Dach des Wagens, während wir selbst wie Heringe gedrängt auf den schmalen Holzbanken sitzen. So schaukelt das überladene Behältnis durch die engen Gassen Marratefchs, wo wir noch einige Einkäufe zu erledigen haben. Kamellaramonen verpacken uns den Weg, und wir müssen stärker monodrieren als ein Schiff bei der Ausfahrt aus einem überfüllten Hafen.

Endlich ist das Ausgangstor erreicht. Bang dehnt sich die Ebene dem Gebirge zu, das nur unbedeutlich im Abenddunst zu erkennen ist. Die Straße ist gut angelegt und unser Autobus ist weit und breit das einzige Gefährt. Trotzdem kommen wir nur langsam vorwärts; der ausgeleierte Motor scheint diesen Anstrengungen nicht mehr gewachsen zu sein. Mit zerrissenen Gefühnen sehen wir den steilen Bergfelsen entgegen. Aber zu unmerklich und des Fahrers Berührung leuchtet hinter dem Fels des maurischen Chauffeurs an der Windschutzscheibe die schüchtern Hand der Fatma. So rücken wir gemächlich durch die rotbraune Sandebene. Eine dicke Staubwolke zeichnet unsere Spur, die sich in gerader Richtung dahinzieht. Aber noch andere Leute gehen diesen Weg. Ein paar Meter abwärts der Straße marschieren die Engel und Kamellaramonen und die schrilten Schreie der Antreiber klingen an unser Ohr. Reiter in wehenden weißen Umhängen galoppieren mit uns um die Weite, während ärmliche Romadenfamilien mit ihrem Hab und Gut auf dem

Rücken weiterziehen. Schon haben einzelne ihr Lager unter den wenigen Bäumen und Palmen aufgeschlagen, denn noch immer brennt die Sonne erbarmungslos auf die Erde. Viel bringt der Boden hier nicht. Rund um Marratefch hat man mit künstlicher Bewässerung angefangen. Da wachsen dann Weintrauben, Melonen und Gemüse. Aber hier draußen können in der Dürre nur noch riesige Kaktusfeigen gedeihen, deren Früchte von den Eingeborenen gesammelt und gegessen werden. Nur wenige Behälter stehen am Wege, aus denen uns erkaufte Maurengesichter nachschauen.

Vor einem dieser Häuser macht unser Fahrer plötzlich halt. Vom Dach des Wagens springt ein kleiner Mohrenjunge herab, den wir vorher gar nicht beachtet hatten. Er rennt mit einem Blechgefäß ins Haus, und als wir unseren Koffer anschauen, erkennen wir auch den Grund. Der „Kühler“ dampft wie ein Teekessel und die Verkohlung ist so heiß, daß man sie nicht anfassen kann. Eine nette Behälter, die sich nun alle zehn Minuten wiederholt. An einem der großen Wegweiser, die auf riesige, weißgelbte Steinquadern geschrieben sind, lesen wir mit Schrecken, daß es bis Uini immer noch 50 Kilometer sind. Weinade machen wir uns darauf gefaßt, unterwegs kampieren zu müssen.

Am Schließen ist nur natürlich nicht mehr zu denken. Weit kann es bis Uini auch nicht mehr sein. Die Weinflasche geht zur Auffrischung rund, denn nun dürfen wir endlich etwas trinken, während es am Tage trotz der Hitze nicht zu genießen ist. Wasser gibt es nicht; es würde auch sofort wieder ausgeschwitzt werden und der Alkohol würde in nu die Sinne verwirren. Immer höher klettern wir, bis auf eine weite Fläche, an deren Ende viele kleine Dörfer liegen. „Uini“, sagt der braune Chauffeur, und grinst. Er ist anscheinend mit dem Ergebnis ganz zufrieden, trotzdem wir für die 70 Kilometer etwa fünf Stunden gebraucht haben. Nun fahren wir zwischen niedrigen Häusern hindurch an einer Landstraße vorbei. Dann hält der Wagen im Finstern; hier ist das Ende der Straße. Wir wollen dort unser Lager aufschlagen und am nächsten Morgen die Gattaramone erwarten, die uns weiter bringen soll.

Vor dem Schloßgebäude steigen wir noch hinter in den kleinen Ort. Vor einer Hütte sitzen die Eingeborenen auf der Erde und schürren Minztee und dicken schwarzen Kaffee. Gerade dazu haben wir jetzt Lust. Wir setzen uns neben sie und lassen von unserem treuen Chauffeur überlegen, daß wir auch zu trinken müßten. Hier wird nämlich schon der Chleubiolett der Atlasberber gebraten. Die Kerle, die hier um eine helle Mischblende herumhocken, schauen auch schon anders aus als die Leute in Marratefch. Sie sind kräftiger und frohlich gebaut, haben eine hellere Gesichtsfarbe und blaue Augen. Es sind Angehörige der Berberstämme, die noch heute frei im Atlas leben und sich den französischen Eindringlingen zu entziehen suchen. Uini, der letzte feste Stützpunkt der Zivilisation ist erreicht.

Karl Moeller.

## Peinliche Erinnerung

„Famos, Sie einmal wiederzusehen! Ich besinne mich noch darauf, wie Sie ein kleines Mädchen waren. Ihre Eltern hatten eine Hundeschäfererei.“ „Richtig! Und Ihre Eltern waren unsere besten Kunden.“

## Die verheißene Woche

ROMAN VON C.F. FORESTER

Deutsche Redie Th. Knorr Nachf. Verlag, Berlin.

(41. Fortsetzung.)

Sie waren über vier Treppen hinabgekommen. Vor der nächsten wachte Wright es nochmals, die Taschenlampe einen Augenblick aufblitzen zu lassen, um den Weg vor sich zu beleuchten. Nachdem er zum zweitenmal einen Reflektionsstrahl auf sich geworfen hatte, stieg er ein Meter vor Harold die Treppe hinunter. Er streckte den Fuß vor, um eine Stufe zu nehmen; aber er nahm mit diesem Schritt alle zwölf und landete erst ganz unten als ein bewußtloses Bündel. Denn Harold hatte, verrückt wie er war und angeregt durch die Erinnerung an den Schädelhieb, den er Hawkins verfehlt hatte, seinen Gummihüpfel hervorgezogen und damit Wright mit aller Kraft auf den Hinterkopf geschlagen — genau so wie Hawkins es erst gestern mit ihm selbst getan hatte. Es war nur ein ganz kleiner Fehler in Wrights Berechnungen, aber immer sind es die ganz kleinen Fehler, die die größten Pläne über den Haufen werfen.

Das fünfzehnte Kapitel.

Dienstag.

Harold blieb gespannt lauschend auf der Treppe oben stehen, seine ganze Fröhlichkeit war plötzlich wie fortgeblasen. Kein Laut, nicht einmal ein Stöhnen. Alles lag in tiefer Stille. Da entglitt der Knüttel seiner schlaffen Hand, und der Krach, mit dem er unter ihm auffiel, brachte Harold wieder zur Befinnung. Er wagte es nicht, ihn aufzuheben; seine Gedanken beschäftigten sich einzig und allein mit dem Problem, was er nun machen sollte.

Einfach weitergehen und durch das Haus-tor auf die Straße gelangen, so wie Wright es ursprünglich geplant hatte, konnte er nicht. Die Frankfurter wußten wohl von dem Plan, leicht möglich, daß sie draußen auf ihn warteten. Leicht möglich, daß er auch einem von Bauers Bütteln in die Arme fiel. Auf jeden Fall aber mußte er an Wrights dahingetretener Gestalt vorbei, und der Gedanke daran war ihm einfach unerträglich. Wright konnte ja tot sein, und Harold mochte nicht in dieser Stockfinsternis über seinen Leichnam schreiten. Abgesehen davon — Wright konnte ebenfugot weder tot noch verwundet sein. Vielleicht wartete er nur, umklammerte mit seinen stählernen Händen das Geländer, bis Harold in erreichbare Nähe käme. Nein, es war unmöglich. Harold konnte nicht die Treppe hinuntergehen.

Und ebenfugot konnte er wieder zurück durch das Dachfenster. Vom Dach aus konnte er nicht weiter flüchten — und wer weiß, ob Hawkins und Schulz ihm nicht schon nachgekommen waren. Harold mußte einen Mittelweg ausfindig machen.

Hinter ihm im Treppenhause befand sich ein großes Milchglasfenster. Harold konnte durch die Scheiben gerade die Dächer von den Häusern der Straße sehen. Er tastete nach dem Kiesel und riß das Fenster auf. Dieselbe Aussicht wie vorher vom Dach — das Fenster lag wie das Dachfensterchen an der Hinterseite des Hauses. Es ging auf einen winzigen Balkon hinaus. Harold beugte sich vor und sah fünfzehn Fuß unter sich das Bleidach über einer kleinen Hintergasse, die zwei Häuser weit weg ihren Anfang nahm und an dem Haus vorbei ungefähr noch dreißig Meter weiterlief. Harold meinte in seiner Todesangst hier den gegebenen Weg zur Flucht gefunden zu haben. Er grübelte krampfhaft nach, wie man diesen fünfzehn Fuß tiefen Abgrund überwinden

konnte. Das einzige, das einigermaßen an ein Seil erinnerte, waren seine Hofenträger, und kaum waren sie ihm eingefallen, als er auch schon entschlossen den Gedanken in die Tat umsetzte. Er knüpfte sie los, nahm sie ab, breitete sie ihrer ganzen Länge nach aus, band ein Ende unten am Balkongitter fest und versuchte sich angestrengt zu erinnern, wie man einen Weberknoten knüpft. Dann schlang er sich selbst über den Balkon, klammerte sich erst mit den Händen an das Gitter, dann nach den Hofenträgern und ließ sich an ihnen herunterkutscheln.

Und erst in diesem Augenblick, als er an den Enden seiner Hofenträger hing und sich um sich selbst drehte, erwachte in Harold wieder eine Spur von Vernunft. Es fiel ihm ein, daß er bei dieser tückischen Dunkelheit doch gar nicht sicher sein konnte, ob es auch wirklich nur fünfzehn Fuß hinunterging. Mit vier Fuß Hofenträgern und ungefähr sieben Fuß Harold, wie er so mit ausgebreiteten Armen daranhing, mochten wohl nur vier Fuß zwischen seinen Zehen und dem Bleidach sein. Andererseits konnte der ganze Abgrund auch fünfundsiebenzig Fuß tief sein — und Harold mußte also noch vierzehn Fuß tief hinunterstürzen. Da entschloß er sich, sich doch nicht fallen zu lassen.

Aber eben als Harold diesen Entschluß faßte, eben, als er es für besser hielt, zurück-zufahren und sich einem wutenbrannten Hawkins zu stellen, eben in diesem Augenblick entschied das Schicksal über seine weitere Handlungsweise. Denn seine Hofenträger rissen mitten durch, und Harold fiel auf das Bleidach. Es waren wirklich nur noch vier Fuß gewesen.

Harold suchte seine schwindenden Geisteskräfte zu sammeln. Er rieb sich die aufgeschundenen Sohlen und ging daran, das Bleidach des näheren zu untersuchen. Er schlich vorsichtig an den Rand, ließ sich auf

Hände und Knie nieder und spähte hinunter. Er sah in ein paar offene Garagen, sah ein paar Männer in Hemdärmeln, die eben die Autos wuschen. Auf der anderen Seite über den Garagen waren die Dienermwohnungen, an den Fenstern steckten eine Menge Weiber, die sich mit den Arbeitern unten unterhielten. Harold fuhr zurück. Hoffentlich hatte man ihn nicht gesehen. Und indem er zwischen der Spylra der Häuser und der Charabdis der Hintergasse einen Mittelweg suchte, schlich er an das andere Ende des Bleidachs und spähte auch dort hinunter, diesmal allerdings der Sicherheit halber flach auf dem Bauch.

Die Aussicht dort war bedeutend vielversprechender. Hier gab es nirgends offene Garagen, Fenster ohne Vorhänge. Unter ihm ging es nochmals fünfzehn Fuß hinunter, aber dann war er auch schon auf der Gasse, die zwischen zwei Häusern hindurch geradewegs auf die große Straße führte. Auf die Straße! Freiheit und Geborgenheit! Autobusse um die nächste Ecke! Harold würgte wieder einmal verzweifelt hart an etwas, während er darüber nachgrübelte, wie er über diesen zweiten Abgrund hinunter konnte.

Die Lösung dieses Problems ergab sich plötzlich von selbst, denn neben Harold's Fußbogen war ein Drainierrohr, das zur Erde führte. Steif und ungeschickt warf er sich mit den Zehen voran von dem Bleidach, griff im Flu nach dem Rohr — teils rutschte er, teils fiel er nun bis zur Straße hinunter.

Jetzt hatte er eigentlich nichts anderes mehr zu tun, als einen Omnibus zu nehmen und nach Hause zu fahren — so faß es wenigstens auf den ersten Blick aus.

Harold begann ganz automatisch seine Kleider abzulassen, und dabei dämmerte ihm langsam, daß sein Kleideres allmählich in einen Zustand geraten war, den man schon nur noch als phantastisch bezeichnen konnte.

(Fortsetzung folgt.)